Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

43 (20.2.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Klage der Toten

Hundert Tote lagen Reih an Reih,
Fern erscholl der Pferde schriller Schrei.
Durch die Dämmerung brach des Ostens Glut.
Schwarz an unsern Händen klebte Blut.
Als wir schritten übers graue Land
Hörten fern wir Stimmen unverwandt.
Und es rief mit leiser Stimme: Du!
Bruder! Bruder! klang es immerzu.
Immer, wo ein Toter lag und schlief,
Wars, als ob er leise: Bruder! rief.
Nacht verging . . . Fern glänzte Morgenrot.
Uebers Schlachtfeld klagend schritt der Tod.

Heinz von der Ruhr.

Wenn die Zeit erfüllt ist

Auch für Dich wird sich einst die Trauergemeinde versammeln, mein Lieber!

Wenn die Zeit erfüllt ist, die für Jeden bestimmte Zeit, dann werden sie auch für Dich in schwarzen Kleidern einhergehen. Denn ein jedes Ding ist sterblich und nimmt ein Ende. Auf das Bett haben sie Dich gelegt, haben Dich zurecht gebreitet. Deine lieben Augen sind von deinen dünnen Liedern bedeckt, geziert von den langen Wimpern. Sie haben Dich weiß angekleidet. Die Kerzen sind angezündet. Unheimlich lang erscheint Dein Körper. Um Dich trauern sie nun, laut und lärmend, die am meisten, die Dir eigentlich nie recht nahe standen.

Nun legen sie Dich in den Sarg. Heben ihn vorsichtig auf. Tragen ihn die Treppen hinunter. Fahren Dich durch die Stadt. Kommen auf den Friedhof. Und dann, dann bist du verschlossen, bald für immer. Nun liegst Du unter starken vernagelten Brettern. Und dabei sehe ich Dich im Geiste. Im Winde wehte Dein Kleid. Die Löckchen waren zerzaust. Braun Dein Gesicht, weiß die Zähne, herzlieb die lachende Lebenslust auf Deinem Antlitz.

Schwer tragen sie an der schwarzen rechtwinkligen Bahre. Silberbestickt hängt das Bahrtuch herab. In der Kirche setzen sie die Last nieder. Der Weihrauch steigt empor. Und Du liegst dort drin. Allein. Ganz allein, wie meistens auch im Leben. Wiederum tragen sie Dich weiter. Durch den dunklen Baumgang schreiten sie. Treten in die Sonne hinaus. Das Torgitter ist aufgetan. Die Grube gegraben. Ganz sachte senken sie Dich herab. Wie man Dich in die Wiege gesenkt hat, so legt man Dich jetzt in die Grube. Die Füße verschwinden zuerst. Dann Dein Kopf, dein geliebtes Haupt. Auf das nun die Schollen fallen. Was wissen die anderen davon, wie du warst und wer Dir etwas bedeutet hat. Und nun liegst Du unter den Blumen. Unter Blumen, die Du so lieb und gern hattest. Lilien, Nelken, Veilchen. Alles Blumen, die Du so oft sorgsam und freudig in die Wassergläser gestellt hast.

Auch für Dich wird sich einst die Trauergemeinde versammeln, mein Lieber.

Kurt Schöpflin.

Tschimpi

Tschimpi stammt aus Shanghai und ist zwölf Jahre alt. Ob das der kleine Chinese ist, der in den Prager Kaffeehäusern chinesische Papierspielwaren verkauft, unter allen Tischen herumkriecht, mit Stammgästen lange Gespräche führt und sich mit Droschkenkutschern in philosophische Gespräche einläßt? Der neulich, als er spät abends von einem Schutzmann aufgegriffen und auf die Wachstube geführt wurde — denn er verkauft manchmal bis spät in die Nacht hinein seine bunten Papierwaren —, dem Kommissar antwortete: „Mit mir dürfen Sie nicht schreien; wir haben eine vier tausend Jahre alte Kultur!" Ja, das ist Tschimpi, aber nur ein Bruchteil von dem, was er macht und denkt.

Tschimpi, kann alles, versteht alles, denkt über alles nach. Was täte auch seine Mutter ohne ihn, da sie kein Wort tschechisch, nur ein paar Brocken russisch spricht und auch sonst der europäischen Welt mit Mißtrauen gegenübersteht. In einem großen Raume stehen zwei eiserne Bettstellen, ein Kinderwagen, ein Tisch, der ganz mit buntem Papier und Kleister bedeckt ist, ein Ofen und eine Nische für die Kleider. An der Wand hängen aufgeklebte Photographien der ganzen Familie im chinesischen Kostüm; die Eltern mit den zwei Knaben, ohne das Jüngste, das erst ein halbes Jahr alt und schon in Prag geboren ist. Neben den Photographien hängen Heiligenbilder und darunter Zichorienplakate. Das alles gehört ja beinahe in das Milieu, und es überrascht auch gar nicht. Was jedoch auf den ersten Blick die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, ist eine große Weltkarte, die über die Wand gespannt ist. Europa, Amerika, Asien, — ja, China, Japan. . .

Für Tschimpi ist diese Landkarte bestimmt das große Rätsel, in das er gern eindringen würde. Aber die Eltern sprechen mit ihm ja so wenig, und die kleine Chinesin mit den Schlitzaugen, seine Mutter, muß die Kinder warten, Essen kochen und die Spielwaren herstellen, die Tschimpi und sein Vater verkaufen. Eifrig trippelt sie auf ihren kleinen, verstümmelten Füßen in Filzpantoffeln, die viel zu weit und groß für diese kleinen Chinesinnenfüße sind umher, oder sie ist tief über ihre Arbeit gebeugt und faltet und klebt. Und Tschimpis Vater jagt tagaus, tagein die Straße mit seinen bunten Fächern ab. . . Die Kinder auf der Straße laufen hinter Tschimpi her und hänseln ihn: „Die Japaner gewinnen, etsch, die Japaner werden's euch schon zeigen!" Dann prügelt Tschimpi erst alles kurz und klein, was es zu verprügeln gibt, und selbst die großen Jungen laufen vor ihm davon. Aber hernach schleicht er zur Hausverwalterin, und seine Augen, aus denen die ganze Demut, Geduld und Ergebenheit der chinesischen Rasse spricht, sehen sie groß und fragend an. „Sie haben es ja gelesen, nicht wahr, Frau, wir Chinesen können ja nicht gewinnen, wir können nicht so kämpfen wie die Japaner, wir haben ja nicht die modernen Maschinen wie sie. Aber wenn wir einmal wirklich losgehen, Frau, dann werden Sie schon sehen . . ." und dann, zögernd, beinahe ängstlich: „Wo sind sie denn eigentlich schon, die Japaner?" — „In Shanghai, Tschimpi." — „In Shanghai? Unmöglich! Dorthin werden sie nicht kommen, dorthin nicht!" — Nein, nach Shanghai durften sie nicht kommen.ö Dort ist e r ja zu Hause, dort hat er noch eine kleine Schwester, und neulich hatte doch Vater noch erklärt, sie würden bald wieder heimkehren, zu ihresgleichen, in das „Reich der Mitte", wo man Tschimpi weder bestaunt, weil er geschlitzte Augen hat, noch wo er weiße Kinder mit tollen Purzelbäumen belustigen muß, und wo er auch nicht die Abende und Nächte außerhalb des Hauses verbringen muß, während andre Kinder schlafen . . .

Armer kleiner Tschimpi, wer weiß, wo heute dein Haus steht, und was mit deinem Schwesterchen geschehen ist! Heute mußt du froh sein, daß du hier in Prag lebst, Papierfächer verkaufen und dich mit den Kindern herumbalgen kannst. Und vor allem sei glücklich, daß du nicht lesen kannst! Sonst würdest du, kleiner Sohn des Tschin Tin Pan, der sich ja für den Krieg so heiß interessiert, vielleicht auch gelesen haben, daß unter den Flugzeugen, die Shanghai bombardiert haben, auch ein Skoda-Apparat war, der tschechoslowakische Farben trug. Und dann würdest du Prag vielleicht nicht mehr lieben und dich hier noch unglücklicher fühlen.

Dr. Kaethe Haar (Prag).

Ein Drama der deutschen Revolution

Gerhart Pohl: „Kampf um Kolbenau"

Pohl unterscheidet in seinem Revolutionsstück „Kampf um Kolbenau" drei Fronten: die Arbeitnehmer, die Arbeitgeber und das Militär. Zum Vertreter der Arbeitgeber hat er sich anscheinend einen weißen Raben ausgesucht: einen Generaldirektor, der in seinen Arbeitern den „Menschen" nicht vergißt, einen alten liberalen, patriarchalisch angehauchten Hern. Als das Militär in Kolbenau anrückt, um seine Werke gegen die rebellierenden Arbeiter zu „schützen", protestiert er. Und das Publikum protestierte: „So spricht kein Generaldirektor!"

Das Militär ist von einem Unterdirektor der Werke angefordert worden, einem chauvinistischen Bluthund und Arbeiterschikaneur, der selbst Offizier war und mit den einrückenden Leutnants auf Du und Du steht.

Was Pohl wirklich gut gesehen hat: die Arbeiter greifen erst dann zur Waffe und Gewalt, als sie von den Soldaten, Freibeutern und Hasardeuren, provoziert werden. Gerade das, was durch die Besetzung der Fabrik vermieden werden soll, wird durch sie herbeigeführt: Sabotage und Straßenkampf. Aber dem Autor genügt leider nicht die blutwarme historische Wirklichkeit. Er komponiert Vorgänge in sein Stück, die zu anderer Zeit und an anderem Ort sich ereignet haben, wie die Ermordung Rosa Luxemburgs. Es ist aber schlechterdings unmöglich, das Eden-Hotel in die schlesische Provinz zu verlegen und solche erschütternden Realitäten wie die Liebknecht-Luxemburg-Tragödie noch Belieben umzubiegen, Das Drama von der deutschen Revolution hätte in erster Linie die Sachlichkeit einer Chronik haben müssen.

Im Aufbau hat das Stück Aehnlichkeit mit Hauptmanns „Webern", die sich in der Zeichnung mancher Gestalten, etwa einer Nachahmung des alten Hilse, fast ins Peinliche steigert. Auch der Hauptmannsche Becker ist wiederzuerkennen — bei Pohl ein klassenbewußter Prolet, der aus der Kriegsgefangenschaft heimkommt. Gut beobachtet sind wiederum die Mordsoldaten: Erwerbslose, die sich und ihre Gesinnnug für ein paar Groschen Sold verkauft haben. Der Vergleich mit der SA. liegt nahe.

In seinen Prosa-Arbeiten hat Gerhart Pohl einen sicheren Instinkt bewiesen. Selbst die Reden, die die Arbeiter führen, sind phrasenhaft wie ein Leitartikel der Roten Fahne. So verpufft auch der Schluß, da sie wieder auf die Barrikade ziehen. Vorkämpfer einer späteren, größeren Revolution.

Die Aufführung der „Spielgemeinschaft Berliner Schauspieler" sind ungleichmäßig wie das Stück.

H. F.

Frühjahrsreisen der Schiller-Akademie. Die Schiller-Akademie veranstaltet auch heuer, mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse besonders preiswert, ihre seit Jahren bekannte Osterreise nach Sizilien unter kunsthistorischer Führung sowie mit günstig gelegenen Ausgangspunkten eine Reihe von allgemein zugänglichen Studienfahrten und Ferienreisen durch Deutschland und die Nachbarländer. Ausführlichen Prospekt zu diesen unter Leitung von Dozenten der Akademie befindlichen beliebten und allseits unterstützten Veranstaltungen versendet gegen Briefporto die Verwaltung der Schiller-Akademie, München 51.

Badisches Landestheater Karlsruhe

Spielplan vom 20. bis 28. Februar 1932

Im Landestheater: Samstag, 20. Febr. *C 17 Th.-Gem. 1. S.-Gr. **Napoleon oder Die hundert Tage.** Drama von Grabbe. 20—22.30 Uhr (4.20). — Sonntag, 21. Febr. Nachmittags: 8. Vorstellung der Sondermiete für Auswärtige: **Hanneles Himmelfahrt.** Traumdichtung von Hauptmann. 15.15—16.45 (2.90). — Abends *E 18 Th.-Gem., 2. S.-Gr. Zum ersten Mal: **Das Herz.** Drama für Musik von Hans Pfitzner. 19.30—22 Uhr (6.30). — Montag, 22. Febr. Volksbühne: Februarvorstellung. **Der Graue.** Schauspiel von Forster. 20 bis nach 22.30 Uhr. Der 4. Rang ist für den allgemeinen Verkauf freigehalten. — Dienstag, 23. Febr. Volksbühne: Februarvorstellung. **Der Graue.** Schauspiel von Forster. 20 bis nach 22.30 Uhr (4.20). Plätze aller Preisgattungen sind für den allgemeinen Verkauf freigehalten. — Mittwoch, 24. Febr. *A 19 (Mittwochmiete) Th.-Gem. 3. S.-Gr., 1. Hälfte und 401—500. Neu einstudiert: **Wallensteins Lager — Die Piccolomini.** Dramatisches Gedicht von Schiller. 19.30—22.15 Uhr (4.20). — Donnerstag, 25. Febr. Geschlossene Sondervorstellung für die Volksbühne: **Im weißen Rößl.** Singspiel von Benatzky. 20—23 Uhr. — Freitag, 26. Febr. *F 20 (Freitagmiete) Th.-Gem. 3. S.-Gr., 2. Hälfte und 101—200. **Das Herz.** Drama für Musik von Hans Pfitzner. 20—22.30 Uhr (5.70). — Samstag, 27. Febr. *G 18 Th.-Gem. 601—800. **Der Troubadour.** Von Verdi. 20 bis nach 22.30 Uhr (5.70). — Sonntag, 28. Febr. Nachmittags: Zu kleinen Preisen: **Im weißen Rößl.** Singspiel von Ralph Benatzky. 15—18 Uhr (4.20). — Abends: *B 18 Th.-Gem. 501—600. **Der Wildschütz.** Komische Oper von Lortzing. 20—22.45 Uhr (6.30).

Im Städtischen Konzerthaus: Sonntag, 21. Febr. Keine Vorstellung. — Sonntag, 28. Febr. * **Der Vetter aus Dingsda.** Operette von Künneke. 19.30—22 Uhr (2.60).

---

jaoë jaoë 19

Taifun über Schanghai

Der Roman eines Aufstandes von Friedrich Lichtneker

Ihr greller Schein warf alles andere ins Dunkel zurück. Die Straße war von einer hartgefrorenen Schneeschicht bedeckt. Hie und da ein Mensch, der darüber hinwegstapfte, gespensterhaft. Unter den eiligen, gehetzten Tritten knirschte es. Es war wie ein Stöhnen. Es war wie das Stöhnen des Pflasters, einer zerstampften Straße, die unter der eisigen Kruste frischen Schnees aufschrie in der Erinnerung letzt verflossener Jahre. Die Stadt war in Schweigen gehüllt. Aber diese Stille hatte etwas unbedingt Lautes, Aufdringliches an sich. Autohupen, die verloren in die Nacht klangen.

Mara schloß das Fenster, zog die Vorhänge vor und drehte das Licht an. Die Wärme des Zimmers hüllte sie wohlig und schützend ein. Sie goß Tee in ihr Glas. Der Samowar summte in altväterlicher Behaglichkeit.

Um sieben Uhr morgens betrat Dogulin den grünen Salon. Mara war vollständig wach. Bei seinem Eintreten verließ sie die Kraft ihrer Füße. Es war etwas Fremdes an ihm. Oder standen sie sich so fremd gegenüber?

Mit bescheidener Geste übergab er Mara den vom Sowjet unterfertigten Garantiepakt, der die finanzielle und im besonderen Falle jede andere Unterstützung der jungen Bewegung im fernsten Osten zusicherte. Und bat sie, noch das Frühstück in seinem Hause einzunehmen; sich selbst aber entschuldigte er mit der Begründung, in längstens einer halben Stunde in die Provinz fahren zu müssen.

Mara nahm an, Dogulin war bereit zu gehen. Sprach ein paar herkömmliche Worte. Dann schwieg er. Und auch Mara schwieg. Aber es schien, als hätten sie sich noch viel zu sagen. Mara streckte ihm die Hand hin. Zögernd nahm sie Dogulin und hauchte einen Kuß darauf. Seine Lippen zitterten.

Dann begab sich der Kommissar zur Tür und ging. Mara blieb allein zurück.

17.

14. Februar, 22 Uhr. Marin war in seiner Wohnung verblieben. Erwartete den Besuch einer Dame, die sich telephonisch bei ihm angemeldet hatte. Wohl glaubte er ihren Namen zu kennen, sie selbst aber suchte er vergeblich in seinem Gedächtnisse. Seit Wochen schon hatte ihn nicht die Nervosität verlassen. Er verlangte nach einer angenehmen Ablenkung. Die schien sich ihm nun bieten zu wollen. In dem kleinen behaglichen Salon viele Blumen, ein kleines intimes Souper, Champagner, in Eis gekühlt. Während er einem charmanten Abenteuer entgegensah, beschlich ihn grundlose Unruhe, die ihn nicht wieder loslassen wollte. Sein Konsum an Zigaretten stieg.

23 Uhr. Sein Diener überreichte ihm eine Visitenkarte, meldete einen Herrn. Marin wünschte, ungestört zu bleiben. Unvermittelt warf er einen flüchtigen Blick auf die Karte. Las den Namen Mr. Smith. Hieß den Diener, der soeben das Zimmer verlassen wollte, warten. Dachte angestrengt nach. Erinnerte sich des Cafés in der Nanking-Road, an ein bedeutsames Gespräch, an Mr. Smith. War mit einem Male von einem solchen Interesse für diesen Mann erfaßt, daß er darob das erwartete Abenteuer vergaß und ihn zu sprechen wünschte.

Zwischen dem Abgang des Dieners und dem Eintreten Y.s. hier Smith genannt, verging kaum eine Minute. Als sich die beiden Männer die Hände reichten, war eine Atmosphäre von Spannung und Seltsamkeit geschaffen. Marin überbot sich an Höflichkeit, während Y. sich in den angemessen Grenzen einer konventionellen Liebenswürdigkeit hielt.

Marin führte das Gespräch ein. Er erwarte zwar jeden Augenblick den Besuch einer Dame, aber es sei ihm seine Gesellschaft, die Mister Smiths, eine bedeutend vergnüglichere, wenn er auch noch nicht wisse, wie er die etwas fatale Lage regeln könne.

Mr. Smith begegnete der Verwirrung des Franzosen mit feinem, spöttischem Lächeln. Unter diesem Lächeln saß ein ernsthaftes Gesicht, das Zurückhaltung gebot, Respekt einflößte. Marin wurde stiller und stiller, gemessener. War völlig im Banne seines Gastes.

Mr. Smith: „Machen Sie sich keine Sorge wegen des kleinen Soupers und der Dame, die Sie erwarten. Im Falle dieser Besuch eintreffen sollte, werden Sie sich von mir ungestört finden."

Marin konnte seine Verlegenheit noch immer schwer verbergen. Eine längere Pause peinlichen Schweigens trat ein.

„Sie gestatten." Mr. Smith steckte sich eine Zigarette an.

Damit war der Augenblick gekommen, das Gespräch in Fluß zu bringen.

„Was verschafft mir die Ehre, Sie in meinem Hause begrüßen zu dürfen?"

„Sie erinnern sich wohl meines Namens, Monsieur Marin."

„Ich kann mich eines außerordentlichen Namensgedächtnisses rühmen. Außerdem Ihre Karte — Es war in dem Café in der Nanking-Road —" begann nachdenklich Marin.

„Ganz richtig," nickte der Halbchinese.

„Sie gestatten, mein Herr, wenn ich Sie um die Aufklärung bitte, wie konnten Sie mich wiederfinden?"

„Ich suchte Sie eben. Sie irren aber, wenn Sie der Meinung sind, daß ich Sie überhaupt aus meinem Gesichtskreis verloren habe. Ich will Ihnen jede weitere Frage ersparen. Ich lebe sozusagen mit Ihnen, Monsieur Marin."

Marin hielt Augen und Ohren offen.

„Sie erinnern sich doch genau unseres Gespräches in dem Kaffee in der Nanking-Road. Es dürfte Ihnen vielleicht schon aufgefallen sein, daß Sie sich selten allein befinden. Halten Sie mich aber nicht für einen Fakir oder sonstigen Mystiker des Ostens."

Marins Sinne schärften sich. Er nahm nun eine ganz präzise Stellung seinem Gaste gegenüber ein.

„Woher das Interesse für mich, mein Herr? Das muß Sie doch viel Zeit und Geduld kosten."

Mr. Smith schwieg ostentativ. Marin war schon ein wenig gereizt. „Was wollen Sie, mein Herr, von mir? Bindet Sie etwas Bestimmtes an mich? Oder haben Sie andere Gründe? Bitte äußern Sie sich!" Marins Ton wurde unwillkürlich schärfer und hätte leicht beleidigend wirken können. Auch schien er die Situation zuspitzen zu wollen.

„Ich sehe, Sie werden ungeduldig, Monsieur Marin," erwiderte der Gast mit vornehmer Ruhe und Fassung. „Sie erwarten die Dame und glauben sich um ein kleines Abenteuer gebracht."

Plötzlich veränderte sich der Ton in seiner Stimme. Was er nun sprach, klang hart, schneidend wie ein Messer: „Ich will mich kurz fassen. Sie erinnern sich gewiß noch der Geschichte der beiden Türme von Sincere und Wing-ou, die ich Ihnen bei unserm ersten Zusammentreffen erzählte. Sie erinnern sich der Worte: Die zu oberst sind, wird es schwindeln vor der Tiefe, die aber zu unterst, werden sich durch die Höhe erdrückt fühlen. Es wird einmal eine furchtbare Katastrophe geben!"

Der Franzose sahr ihn verständnislos an.

Y. hatte sich erhoben. Sein Blick versuchte, Marin niederzuringen. Unheimlich, erschreckend kamen die Worte aus seinem Munde: „Diese Katastrophe ist nicht mehr allzu ferne. Der Kampf ist eröffnet."

Marin sah ihn starr und entgeistert an, keines Wortes mächtig. Ehe er einen Gedanken zu fassen vermochte, öffnete sich die Türe und Miß Lillian Blyth trat ein.

18.

Der plötzliche unerwartete Besuch Lillians gab Marin den Rest zu seiner ohnedies nervenzerstörenden Fassungslosigkeit. Er benahm sich derart lächerlich, daß Lillian in ein frisches, schallendes Gelächter ausbrach.

Lillian dämpfte ihr Lachen, als sie den ihr unbekannten Gast sah. Es war ihr äußerst peinlich, ihr bisher geheimgehaltenes Verhältnis zu Marin von einem Fremden entdeckt zu sehen Um so mehr blieb ihr das Verhalten Marins unverständlich. Sie war ehrlich empört über sein Vorgehen. Wollte umkehren. War schon nahe daran, als ihr Blick auf den sonderbaren Gast fiel, dessen Augen sie durchbohrten. Sie fühlte sich von diesem Blick angezogen.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg